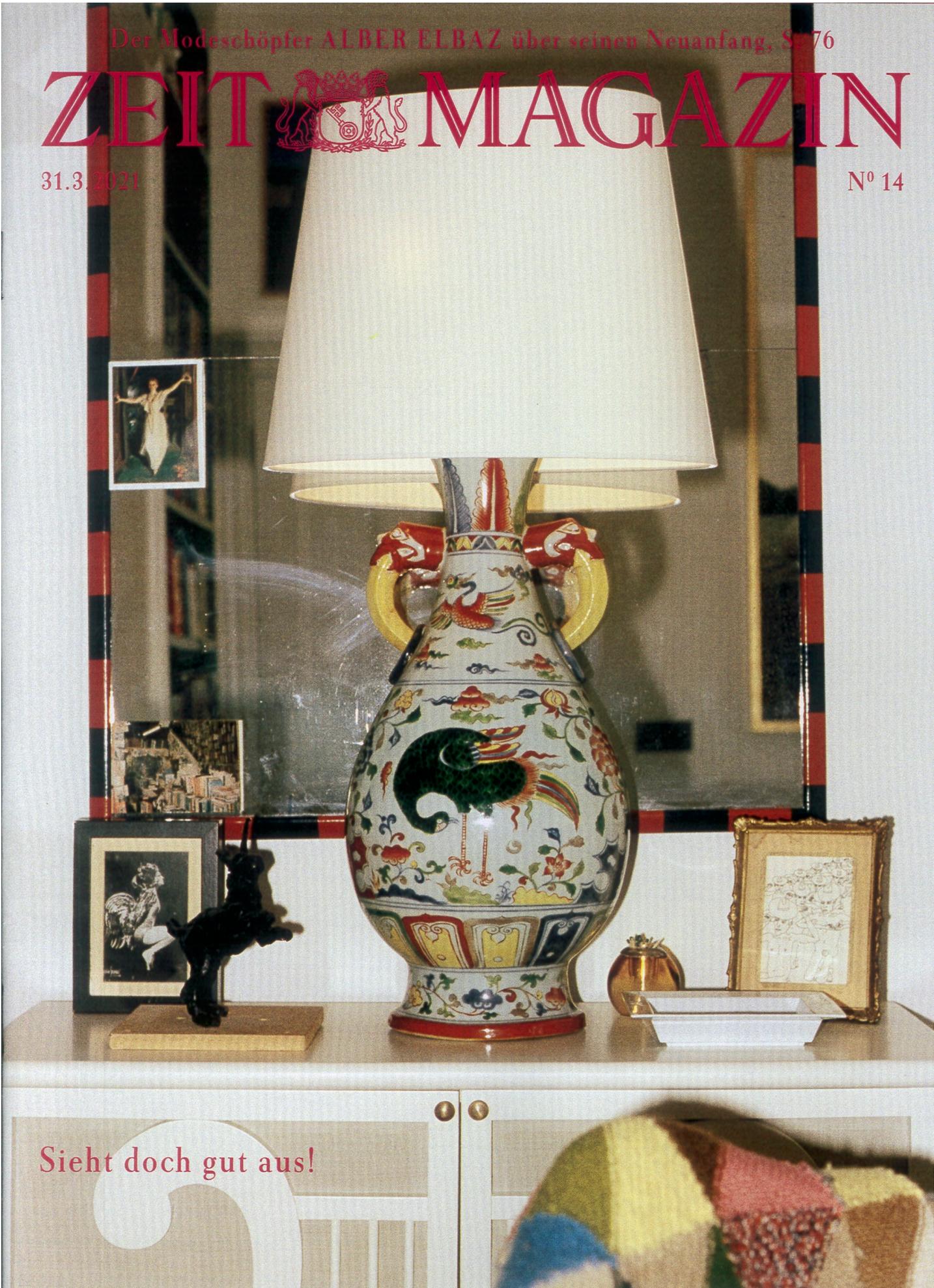


Der Modeschöpfer ALBER ELBAZ über seinen Neuanfang, S. 76

ZEIT MAGAZIN

31.3.2021

Nº 14



Sieht doch gut aus!



Pierre Yovanovitch (rechts mit einem seiner drei Hirtenhunde) schätzt »Unfälle« und Humor in der Einrichtung von Räumen – Elemente wie die gewellte Rückenlehne der Holzbank von Axel Einar Hjorth, einem Pionier der Designbewegung Swedish Grace (diese Seite), oder den goldenen Schneeflockenleuchter unter der blumenverzierten Kassettendecke im Esszimmer (rechte Seite)

DER EIGENSINNIGE
Pierre Yovanovitch
zählt zu den gefragtesten
Innenarchitekten der Welt.
Sein Stil lebt von
Ungereimtheiten – auch in
seinem eigenen Schloss.
Ein Besuch in der Provence



Hält man sich auf der Suche nach dem Château de Fabrègues, dem Wohnsitz des Innenarchitekten und Designers Pierre Yovanovitch, an die Wegbeschreibung von Google Maps, landet man auf einem von stacheligem Gestrüpp zugewachsenen Feldweg. Oder, nächster Versuch, in einer Schlammputze. Abgeschiedenheit, das Luxusgut der Gegenwart, lässt sich wohl nicht per GPS orten. Man muss also im Rückwärtsgang aus dem Gestrüpp raus, auf der Landstraße das nächste Auto anhalten und hoffen, dass sein Fahrer schon mal von diesem mysteriösen Schloss gehört hat. *Ah oui*, sagt ein Mann im weißen Fiat, fahren Sie mir einfach hinterher. Nach einigen Hundert Metern durch die südfranzösische Kiefern- und Olivenbaum-Landschaft winkt er in einen Privatweg hinein. Dem folgt man nun einen guten Kilometer lang, vorbei an grünen Hügeln, auf denen Esel herumstehen, durch eine Allee knorriger Kopfweiden und ein Gatter hindurch, das man, auf einem Viehrost balancierend, eigenhändig aufstemmen muss, bis endlich die vier runden Türme des Châteaus an einem von Eichen und Pinien bewachsenen Hang auftauchen.

Es hat etwas Surreales, im März 2021 an diesem märchenhaften Ort aufzukreuzen, in einer Zeit also, in der man die Hoffnung darauf, je wieder etwas anderes als die eigenen bescheidenen vier Wände und die immergleichen Häuserzeilen zu sehen, ja fast schon aufgegeben hatte. Auf den Kegeldächern der Türme schimmern bunte Ziegelornamente in der Mittagssonne. Jedes Dachmotiv steht für eine der vier Jahreszeiten, so wird es der Hausherr später erzählen; jetzt ist von ihm allerdings noch nichts zu sehen. Auf dem Parkplatz neben dem Schloss lugt ein flauschiger weißer Hund aus einem offenen Geländewagen. Die Haushälterin öffnet die Schlosstür und führt in die Küche. Über einem dreieckigen Esstisch hängen zwei Leuchter, die aussehen wie riesige Ohringe aus bunten Glassteinen. Auf der Fensterbank liegen Zigaretten, an der Wand lehnt eine Backform mit Eulensilhouette. Pierre Yovanovitch sei irgendwo draußen, sagt die Haushälterin, mal sehen, ob sie ihn erreichen könne. Der Handyempfang sei ziemlich schlecht.

Pierre Yovanovitch, 55, wurde in Nizza geboren. Er ist Autodidakt, hat nie Design oder Architektur studiert. Seine Karriere begann er in den Neunzigerjahren beim Modeschöpfer Pierre Cardin. Heute ist er der Mann, der in der Innenarchitektur neu definiert, was Luxus ist – wie Häuser aussehen müssen, damit man sie gar nicht mehr verlassen will. Für François-Henri Pinault, den Präsidenten des Luxusmodekonzerns Kering, designte er ein neues Büro. In Brüssel hat er das Museum Patinoire Royale gestaltet. Er richtet Hotels und Restaurants, Schweizer Chalets, portugiesische Weingüter und englische Stadtvillen ein. Zu seinen Klienten zählen die wohlhabendsten Leute der Welt; für eine Russin arbeitet er gerade an drei Immobilien gleichzeitig, in London, Monaco und Moskau.

Mit seinem Stil trifft Yovanovitch die Luxusvorstellungen unserer Zeit: Einfachheit und Naturverbundenheit einerseits, Originalität andererseits

Dabei steht Yovanovitch für so ziemlich das Gegenteil von dem, was man eigentlich in den Häusern der Superreichen erwartet. Statt auf Prunk setzt er auf Reduktion und Humor. Er verwendet am liebsten naturbelassenes Eichenholz, ein von ihm entworfener Stuhl trägt kleine Schuhe an den Beinen, und die Räume, die er einrichtet, sind voller Vintagemöbel der Designbewegung Swedish Grace aus den 1920er-Jahren, unter der man sich eine Art beschwipsten Minimalismus vorstellen kann: Sitzbänke mit gewellten Lehnen, himmelblaue Anrichten mit Goldrand. Mit diesem Stilmix trifft Yovanovitch ziemlich genau die Luxusvorstellungen unserer Zeit: einerseits das Bedürfnis nach Einfachheit und Naturverbundenheit, andererseits den Wunsch nach Originalität – nach Dingen, die niemand sonst hat. Extravaganz bedeu-

tet heute nicht mehr, einen Kronleuchter zu besitzen, der sehr teuer war – sondern die seltene antike Leuchte, an die man einzig durch hartnäckiges Suchen herangekommen ist. Und keiner findet außergewöhnliche Dinge besser als Pierre Yovanovitch. Seit einigen Jahren entwirft er auch selbst Möbel: etwa die Lampe »E.T.«, die mit ihrem kugeligen Leuchtkopf auf unebenem Steinkegel tatsächlich an Steven Spielbergs außerirdischen Helden erinnert; die kreisrunde, in der Mitte gelochte Sitzbank namens »Donut«; den Sessel »Mama Bear«, dessen Armlehnen wie zwei große Bärenpfoten aussehen.

Was aber sucht dieser gefragte Mann in einem abgelegenen Schloss mitten in der Provence?

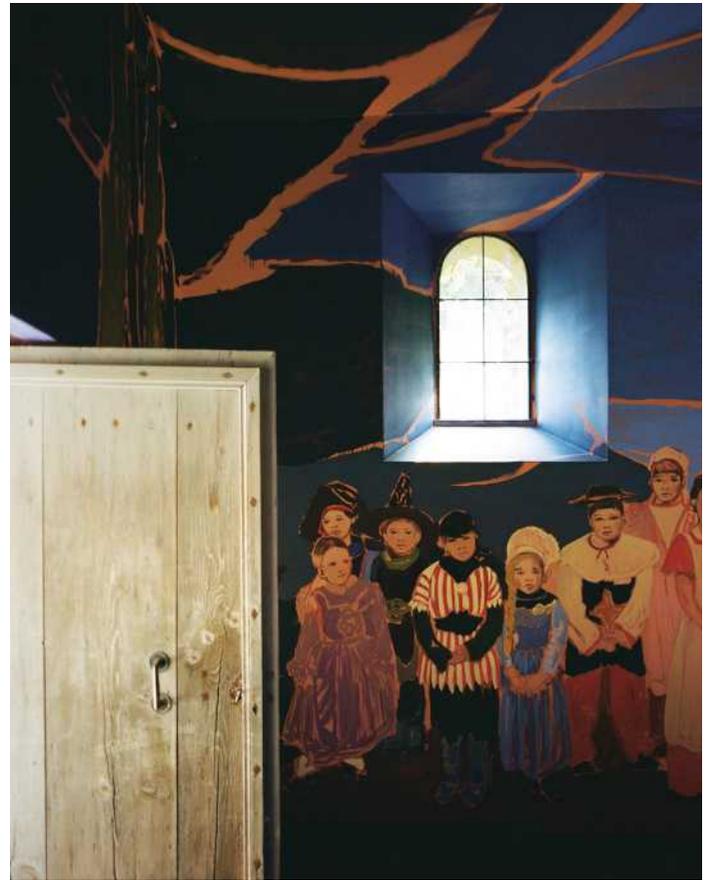
Jetzt kommt er endlich zur Tür herein, das braune Haar zerzaust, mit der schlaksigen Figur und der markanten Hornbrille erinnert er ein bisschen an den jungen Yves Saint Laurent. An seinen schwarzen Nike-Turnschuhen klebt Erde. Er war gerade im Garten – wenn man das 400 Hektar große Gelände um das Schloss herum so nennen will. »Es hat seit Wochen nicht geregnet«, sagt er, »es war viel zu warm! Die Pflaumenbäume dürften noch gar nicht blühen.« Er schlägt vor, unter der Kastanie auf der Terrasse ein Glas Rosé zu trinken, bis Caroline, die Haushälterin, mit dem Mittagessen fertig ist.

Auf dem Weg nach draußen kommt man in der Eingangshalle an einer weiteren Eule vorbei, in Form einer kindsgroßen Vase. Auch im Gästebad baumeln winzige Eulen aus Stroh. »Sie werden sehen«, sagt Yovanovitch, »das Haus ist voller Eulen.« Er sammelt sie, seitdem er hier wohnt – auch weil das Gelände voller echter Eulen ist, »ein richtiges Eulen-Reservat«. Außerdem gehören ihm die Esel, die man bei der Anfahrt auf den Hügeln gesehen hat, dreißig Hühner, zwei junge Pfauen und drei große weiße Hirtenhunde, einer von ihnen wälzt sich gerade selig auf dem Rasen vor dem Schloss. Yovanovitch kniet sich neben ihn ins Gras und krault ihm den Bauch. »Das ist Kim«, stellt er das Tier vor, »dahinten läuft Fuji, und Stella ist der Pyrenäenberghund, der im Geländewagen sitzt. Sie hat eine große Leidenschaft für Autos.« [→ S.44]

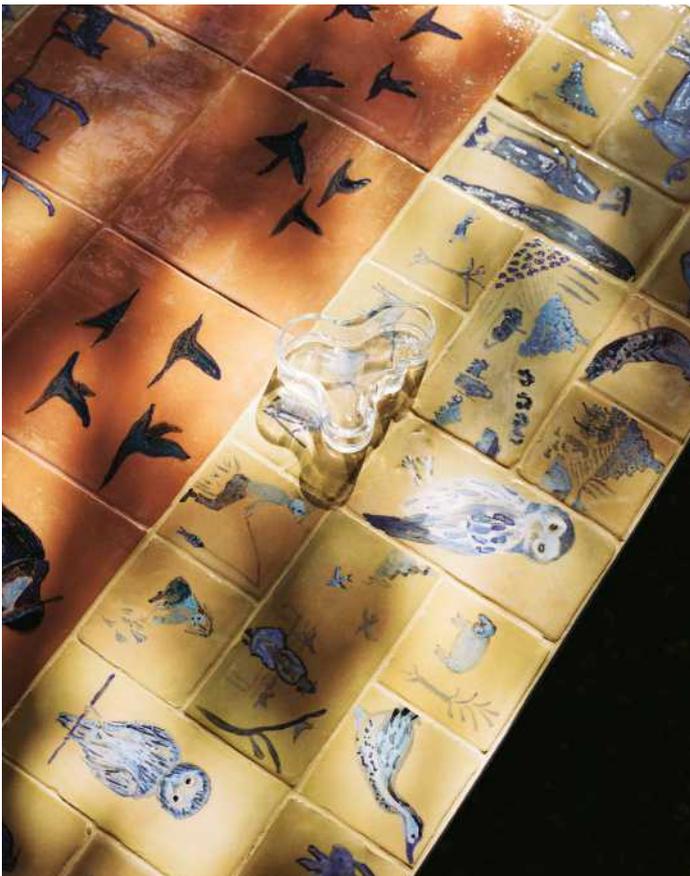


Das Château ist nach dem südfranzösischen Ort Fabrègues benannt, einem 22-Seelen-Dorf, das 1804 in die Gemeinde Aups eingliedert wurde. Die unterschiedlich verzierten Turmdächer stehen für je eine Jahreszeit, hier zu sehen ist der Frühlingsturm





Das Wandfresko in der zum Schloss gehörenden Kapelle hat Claire Tabouret gestaltet (oben rechts). In einem Turmzimmer hebt Yovanovitch seine Keramiksammlung auf (unten rechts). Seine Schwäche für Eulen zeigt sich auch am gefliesten Terrassentisch (unten links). Den »Mesa Table« im blauen Wohnzimmer entwarf T. H. Robsjohn-Gibbins 1949 (linke Seite)



Von dem lauschigen Sitzplatz unter der Kastanie blickt man auf einen Irrgarten, den Wald und die riesige, mit Schneckenklee übersäte Wiese davor; in ein paar Wochen, wenn der Klee blüht, wird sie sich in ein violettes Meer verwandeln. Hinter dem Wald steht die Ruine des ursprünglichen Château de Fabrègues aus dem 10. Jahrhundert. Bis Yovanovitch das gesamte Anwesen im Jahr 2009 kaufte (weitere Interessenten waren »ein Russe namens Iwan und ein Fußballspieler aus Marseille«), war es immer im Besitz derselben Landadelsfamilie gewesen. Das Château mit den bunten Türmen, in dem er heute mit seinem Partner wohnt, stammt aus dem 17. Jahrhundert. Als er es kaufte, erzählt Yovanovitch, sei es in einem furchtbaren Zustand gewesen. Er zündet sich eine Zigarette an. »Horrible! Man muss wirklich verrückt sein, um sich so ein Anwesen zuzulegen. Es ist nonstop Arbeit. Ein Projekt fürs Leben.« Vorher war das Gebäude innen düster, verfallen und mit Möbeln aus dem 19. Jahrhundert vollgestellt, »eine Epoche, die ich überhaupt nicht mag«. Außerdem hatte es nur ein einziges Bad. »*Mais oui!*« Yovanovitch spricht schnell, aber mit angenehm leiser Stimme. Auf den ersten Blick wirkt er lässig, mit der Sonnenbrille, die er sich gerade aufgesetzt hat, der jungenhaften Frisur und den Hundehaaren an der Hose. Aber den Eindruck des zufriedenen Schlossbesitzers, der, ein Glas Rosé schwenkend, auf seine Ländereien blickt, macht er nicht. Zumal er den Wein nur Reporterin und Fotografin anbietet – er selbst trinkt Cola, während er auf die Fassade des Schlosses zeigt und jetzt aufzählt, was alles komisch daran ist: »Die Architektur ist ultraschlicht, ich glaube nicht mal, dass ein Architekt dahintersteckt. Ich vermute, die Maurer haben einfach selbst einen Plan gezeichnet: ein Viereck mit vier Türmen. Das ganze Haus ist krumm und schief. Die Haustür ist nicht in der Mitte der Fassade. Die Fenster sind nicht gleichmäßig angeordnet. Kaum eine Wand verläuft parallel zur anderen. Aber gerade das macht es auch charmant, oder?« Wie ist das für ihn, wenn er hier am Wochenende aus der engen Großstadt Paris, wo er eine Wohnung hat, ankommt – ist

das Château ein Ort der Ruhe und Erholung? »Ich komme nie zur Ruhe«, sagt Yovanovitch. »Ich arbeite durchgehend, auch wenn ich hier bin. Für mich ist das eine Leidenschaft, für andere«, er zieht an seiner Zigarette, »bin ich wahrscheinlich etwas anstrengend. Aber deshalb ist dieses Haus genial für mich. Es gibt immer etwas zu tun, es gibt ständig ein neues Projekt. Ich brauche immer ein Projekt.«

Je näher man dem Schloss und seinem Eigentümer im Laufe dieses Tages kommt, desto mehr wird bei beiden der Eindruck von Idylle und Gleichgewicht einem Gefühl der Unruhe weichen. Ja, jetzt, wo man, schon etwas beschwingt von Rosé und Château, auf die gezackten Wege und grünen Hecken des tennisplaytgroßen Irrgartens blickt, fällt einem auf, dass eigent-

Die Architektur braucht »Unfälle«,
findet Yovanovitch. »Schönheit«,
sagt er, »entsteht für mich dann, wenn
sich das Auge nicht langweilt«

lich keines der Häuser, die Pierre Yovanovitch eingerichtet hat, einen besonders geradlinigen Eindruck macht. Er stellt Holztische in Form von Smokingfliegen in Arbeitszimmer und Sitzbänke mit gewellten Rückenlehnen in Salons, nutzt lederne Stierköpfe mit gefletschten Zähnen als Dekoration und lässt Deckenbalken mit Streifenmustern versehen.

Am auffälligsten zeigte sich das leicht Verdrehte seines Stils bei der Installation, mit der er im Jahr 2018 bei einem Designfestival in Toulon für Aufsehen sorgte: Dort richtete er die Wohnung einer imaginären Mademoiselle Oops ein, einer impulsiven Frau, die ihr Heim, so die Vorstellung des Innenarchitekten, im Liebeswahn verlassen hatte. Über dem Bett hing ein Wandteppich in Form einer überdimensionierten Regenbogenhaut, Türrahmen waren

von zitronengelben Schlangenlinien eingerahmt, in einer turmartigen, petrolblau gestrichenen Bibliothek lagen um einen Schreibtisch herum zerfledderte Bücher verstreut. Die Einrichtung war mehr als eine Ansammlung eleganter Möbel: Der Geist der fiktiven Mademoiselle war in jedem Sessel und jedem Fensterbogen zu spüren. Gerade deswegen wirkte die Wohnung auch einladend und warm – weil sie trotz der Abwesenheit der Bewohnerin voller Leben war. Das ist das Besondere an Pierre Yovanovitchs Stil: Das vornehm Minimalistische wird bei ihm immer gebrochen durch kleine Störfaktoren, durch Zimmerecken, die sich ein bisschen danebenbenehmen.

»Unfälle«, sagt Pierre Yovanovitch dazu. Die Architektur brauche *les accidents*, sonst sei sie zu streng. Deshalb kann er auch mit Symmetrie wenig anfangen. »Schönheit«, sagt Yovanovitch, »entsteht für mich dann, wenn sich das Auge nicht langweilt.«

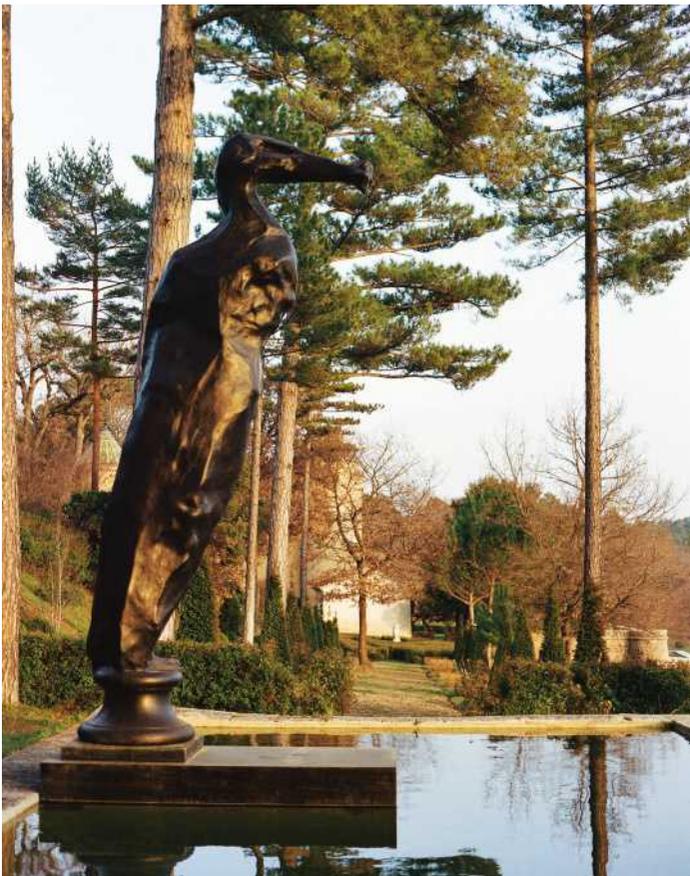
Als er nach dem Mittagessen durch das Château führt, passieren wir so manchen Unfall. In einem Wohnzimmer hängt unter einer hölzernen Kassettendecke mit Blumenverzierung ein Leuchter aus filigranen goldenen Schnüren mit daran baumelnden Schneeflocken. »Sehen Sie, die Blumen und die Schneeflocken«, sagt Yovanovitch. »Als ich den Leuchter für dieses Zimmer kaufte, dachte ich gar nicht an die Decke!« So sei ein gelungener *accident* entstanden. Im gegenüberliegenden Salon hängt, wie bei Mademoiselle Oops, ein Wandteppich in Form einer goldbraunen Iris über dem Sofa. Jedes Mal, wenn man daran vorbeigeht, hat man das Gefühl, beobachtet zu werden.

Für eines der zwölf Schlafzimmer engagierte Yovanovitch den Künstler Alexandre Rochegaussen. Während der am Deckenfresko arbeitete, war Yovanovitch unterwegs. Als er zurückkam, war die Decke in tomatenrote, gelbe und türkisblaue Farbblöcke getaucht, mit darauf gezeichneten Schweinen, Schildkröten und Vögeln. Es sah aus, als hätte sich ein Kind mit Wachsmalstiften in dem Zimmer ausgetobt. Yovanovitch war erst schockiert, mit derart grellen Farben hatte er nicht gerechnet. Dann ließ er es so: »Ich mag, [→ s.48]





Die Turmzimmer des Schlosses nutzt Yovanovitch unterschiedlich, etwa als Bad oder kleines Lesezimmer (oben). Das Deckenfresko in einem der Schlafzimmer hat Alexandre Rochegaussen gestaltet (linke Seite). Vor dem Schloss wacht eine Vogelskulptur des Bildhauers Johan Creten (unten links); die Lampe »E.T.« (unten rechts) hat Yovanovitch entworfen



dass es ein bisschen albern ist.« Überhaupt hat das Château bei aller Imposanz etwas Verspieltes an sich. Da sind die bunten Turmdächer und die tatsächlich zahllosen Eulenfiguren – lebensgroß und winzig, aus Steingut und Porzellan –, die einem überall begegnen, und kleine Überraschungen wie dem Hundehaufen aus Bronze, der in einer Ecke des Treppenhauses liegt. »Sieht echt aus, was?«, fragt Yovanovitch vergnügt.

Das Haus ist aufgedreht, der Hausherr auch. »Hier müffelt's!«, ruft er beim Betreten eines Schlafzimmers mehr zu sich selbst als zum Gast und reißt eilig ein Fenster auf. Einmal verschwindet er, zwei Treppenstufen auf einmal nehmend, in den zweiten Stock, um mit den dort arbeitenden Malern über die neue Wandfarbe seines Schlafzimmers zu diskutieren. Zwischendurch zeigt er einen burgunderrot gestrichenen Treppenaufgang, in dem auch ein kleines Bild hängt, illuminiert von einer eiförmigen Lampe. Man will sich gerade erkundigen, woher die Lampe ist, aber Yovanovitch unterbricht einen mitten im Satz: »Ja, ich weiß – die Lampe ist furchtbar, oder? Die muss ich dringend austauschen!« Er scherzt auch über seine Hektik. »Es hat wirklich etwas von Wahnsinn. Noch heute Morgen, bevor Sie gekommen sind, habe ich alle Möbel umgestellt!«

Zwischen all dem Verspielten findet sich auch Abgründiges. In einem Wohnzimmer mit Kamin und Ohrensesseln hängt ein großformatiges Gemälde von Wilhelm Sasnal, es zeigt die auf einem Feld liegende Leiche eines Mannes. Auf dem Flur, der zu dem Zimmer führt, in dem Yovanovitch gerade übergangsweise nächtigt (für sein Schlafzimmer im zweiten Stock muss er sich noch zwischen vier – aus Sicht des Laien identischen – Ockertönen entscheiden), passiert er jeden Abend die Tuschbilder der Künstlerin Annette Barcelo, die ihre Albträume malt. Im Treppenhaus hängt ein Gemälde von Yan-Pei Ming: ein Porträt des toten Vaters des Künstlers, mit halb über die Augen gezogenem Leichentuch. Und dann wäre da noch das Fresko der Malerin Claire Tabouret, das Yovanovitch vor vier Jahren in der kleinen Kapelle neben dem Schloss anfertigen ließ. Die Malerei bedeckt alle vier Wände: 85

Kinder mit ernsten Mienen in Harlekin-, Hasen- und Prinzessinnenkostümen, hoch oben am Himmel fliegt eine Eule. Der Kontrast zwischen den kunterbunten Kleidern und den betäubten Kindergesichtern ist überwältigend. »Ich bin jedes Mal gerührt, wenn ich hier drin bin«, sagt Yovanovitch. Er kommt nicht zum Beten her, setzt sich jedoch manchmal hinein und schweigt. Aber nur für zwei Minuten – Stillsitzen bekommt ihm ja nicht.

Das Kapellenfresko ist für Pierre Yovanovitch auch eine Huldigung an die Region. Die großen Künstler, die sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hier niederließen, fertigten auch Fresken an: Pablo Picasso in einem Badezimmer des Château de Vauvenargues nahe Aix-en-Provence, Jean Cocteau in der Chapelle Saint-Pierre bei

Das Schloss hat auch etwas Abgründiges. In einem Wohnzimmer hängt ein Gemälde von Wilhelm Sasnal, das die Leiche eines Mannes zeigt

Nizza. Yovanovitch findet, dass man auch mit der Innenarchitektur eines Hauses Bezug nehmen sollte auf die Gegend, in der es steht. Für die Malerin Claire Tabouret entschied er sich, da die beiden bei einer ihrer ersten Begegnungen eine Gemeinsamkeit feststellten. »Wir hatten beide keine besonders glückliche Kindheit«, sagt er.

Yovanovitch wurde mit Geld groß – sein Vater, ein in der Schweiz aufgewachsener Serbe, besaß eine Firma für Plexiglas in Monaco. Die Eltern trennten sich früh, und so wuchsen er und seine zwei älteren Schwestern in Nizza bei ihrer Mutter auf, die Yovanovitch als »sehr negativ, hart und unglücklich« bezeichnet. Allerdings sieht er in dieser Kindheit auch die Ursache seines ungeheuren Drangs nach Unabhängigkeit und Selbstbestimmung. Schon als Kind verschob er die Möbel in

seinem Zimmer und zeichnete Häuser. Nach der Schule entschied er sich für ein BWL-Studium, »aus fehlendem Selbstvertrauen«, wie er sagt, im tiefsten Inneren hatte er ja damals schon Architekt werden wollen. Seine Großmutter kaufte ihm eine Einzimmerwohnung in Paris, die er renovierte, verschönerte und mit Gewinn verkaufte. »Das habe ich drei-, viermal gemacht«, erzählt Yovanovitch. So verdiente er sein erstes Geld und fing an, Werke unbekannter junger Künstler zu sammeln.

Nach dem Studium sollte er seinen Wehrdienst absolvieren. Damals war es möglich, die Zeit beim Militär durch eine Art Außendienst für ein französisches Unternehmen zu ersetzen. Über einen Freund kam Yovanovitch zum Modedesigner Pierre Cardin, der ihn nach Brüssel schickte – dort sollte er im Lizenzgeschäft der Cardin-Herrenmode arbeiten. Er nahm den Job an, begann aber schnell, sich ins Design einzumischen. »Ich sagte zu Cardin: Die Sachen sind hässlich! Sie schaden Ihrer Marke!« Cardin schlug Yovanovitch vor, es besser zu machen. Bald verantwortete der damals 25-Jährige die Auswahl der Stoffe, wählte Gürtelschnallen aus, veränderte Krawattenformen. Innerhalb von acht Jahren machte er die Herrenmode von Cardin zu einem florierenden Geschäftszweig.

Dann kündigte er. »Ich merkte, dass mein Herz nicht für die Mode schlug. Vor allem aber wollte ich frei sein, mein eigener Herr.« Damals richtete er bereits Wohnungen für seine Freunde ein und nahm erste kleine Innenarchitekturaufträge an. Im Jahr 2001 gründete er schließlich sein eigenes Büro. Anfangs verdiente er nur wenig. 2006 veranstaltete er im Rahmen der Pariser Antiquitäten-Biennale eine Ausstellung in seiner eigenen Wohnung – über die bis dahin weitgehend unbekannt Designbewegung Swedish Grace, die seinen Stil sehr geprägt hat.

Die Ausstellung war ein voller Erfolg und Pierre Yovanovitch plötzlich kein unbekannter Name mehr. Er stellte Mitarbeiter ein, bekam größere Aufträge, und im Jahr 2010 nahm ihn die amerikanische Ausgabe der *Architectural's Digest* als einzigen Franzosen in ihre Liste der 100 wichtigsten

Designer und Architektinnen auf. Mittlerweile beschäftigt Yovanovitch 45 Leute, der Großteil sitzt in Paris, seit 2018 hat er ein weiteres Büro in New York.

Pierre Yovanovitch ist ganz oben angekommen, im Beruf wie bei seinem privaten Lebenswerk, dem Château de Fabrègues. Seine Kunstsammlung erstreckt sich längst bis in den Park, am Rande der großen Wiese liegen neun tonnenschwere Marmorkugeln zwischen den Pinien, eine Auftragsarbeit der Künstlerin Alicja Kwade, die die Planeten des Sonnensystems darstellt. Nichts steht seinem Gestaltungsdrang auf diesem riesigen Anwesen, auf dem man nie irgendwo einen Zaun sieht, im Weg. Gerade denkt er schon wieder über neue Projekte nach: Er will ein Poolhaus einrichten, ein neues Fresko in Auftrag geben, das Imkerhaus auf einer entfernten Koppel renovieren, und dann sind da natürlich die vielen Bäume, um die er sich kümmert und von denen er noch viele pflanzen will – Rotbuchen, Ahorne, Libanon-Zedern, Feigenbäume.

Warum gönnt er sich hier, in seinem Märchenschloss, nicht ein bisschen Ruhe? »Ich weiß es nicht genau«, sagt Yovanovitch später am Nachmittag, als er in der Küche am dreieckigen Esstisch sitzt und Tee einschenkt, die Haushälterin hat gerade Honigkuchen und Himbeertörtchen serviert. »Aus irgendeinem Grund muss ich immer Bauarbeiten um mich haben. Ich muss immer in Bewegung sein, immer etwas verändern.« Er pikst mit der Gabel in ein Törtchen. »Sobald ich mal nichts zu tun habe, bekomme ich ein Gefühl von Stress, von Beklommenheit. Ich schätze, ich will die Leere füllen. Dem Leben einen Sinn verleihen, indem ich es mit Schönheit versee.«

Am frühen Abend steigt man auf einen kleinen Hügel oberhalb des Irrgartens und schaut der Sonne dabei zu, wie sie in den Wipfeln der Bäume versinkt. Hier oben steht ein rostiger weißer Schaukelstuhl. Es wäre ein guter Platz, um darin in der Dämmerung selbst ein bisschen wegzudämmern. Aber Pierre Yovanovitch läuft gerade irgendwo am anderen Ende des Kleefelds herum, auf der Suche nach den Hunden, die einen kleinen Ausflug in den Wald unternommen haben.

Wir zeigen Kunst.

Tauchen Sie ein, in die faszinierende Welt der Kunst. Von den alten Meistern bis zur Gegenwart – erleben Sie mit der WELTKUNST jeden Monat die spektakuläre Fülle künstlerischen Schaffens. Testen Sie eine Ausgabe gratis:

www.weltkunst.de/zm2021

+49-40/42 23 70 70

(Aktionsnr.: 1993946)

Jetzt gratis testen!

